

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 4.

Mittwoch, 6. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

## Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

Roman von Fritz Skowronnek.

(15. Fortsetzung.)

Walter hatte den mit halber Kraft laufenden Motor wieder ange dreht, der Propeller begann schärfer zu surren. Wie ein Auto mit Flügeln kam die Maschine über den Flugplatz angebraust. Jetzt hielt sie. Walter sprang hinab und stürzte auf den Gutsherrn zu. „Dieber Onkel . . .“

„Na ja, schon gut. . . Wir wissen schon alles. Wir haben die Knutschkomödie deutlich genug gesehen . . .“

Jetzt kam auch Erna heran und warf sich ihrem Vater an die Brust. . . „Wir können ja beide nichts dafür . . . das kam so ganz von selbst.“

„Ohne unser Gebet“, fügte der Forstmeister lachend hinzu.

Degenfeld hatte den einen Arm um sein Kind gelegt. . . den anderen streckte er Walter entgegen. „Du Borsbaj . . . na einer mußte es ja schließlich sein. . . Aber daß du mir das Gissel wegholen wollst . . .“

„Ein schönes Gissel von achtzehn Jahren“, rief Erna unter Tränen lachend, ließ ihren Vater los und warf sich ihrer Mutter an die Brust. . . „Mutter, ich habe ihn ja so fürchtbar lieb . . .“

„Das brauchst du mir nicht mehr zu sagen, das habe ich schon gemerkt. Ich wußte schon, was von dem Fliegen rauskommen wird.“

Ein Wagen kam in schnellem Trab angefahren. Die Starriscker waren gekommen . . . gerade in dem Augenblick, als Erna die Mutter losließ und sich Walter an die Brust warf. . . „Na, das hat aber schnell gegangen“, rief der Starriscker, der die Szene vom Bordersitz beobachtet hatte und sich bereits einen Vers daraus machen konnte. . . „Guten Morgen, Herr von Reichenbach.“

„Guten Morgen, Herr von Grumfow. . . Würden Sie wohl gestatten, daß ich mit Ihrem Fräulein Tochter eine Fahrt unternehme?“ Der Schalk lachte dem stottern jungen Mann aus den Augen. . . „Ich muß leider danken“, erwiderte Lisbeth scharf. „Wenn das etwa ein Scherz sein sollte . . .“

„Bitte sehr, gnädiges Fräulein. . . Ich habe Ihnen bereits gestern den Vorschlag gemacht . . .“

„Nein, nein, lassen Sie das nur“, rief der Starriscker dazwischen. „Die Tauben sind für junge Mädchen zu gefährlich . . .“

### 12. Kapitel.

Ernas Brautstand begann damit, daß ihr der Bräutigam wegflog. Noch am Abend desselben Tages flog Walter nach Königsberg, kehrte aber in der Nacht nach Dietrichswald zurück. Er hatte das Gefühl, als wenn ihm alle weiblichen Mitglieder der Familie nicht sehr freundlich gegenüberstanden, sowohl seine zukünftige Schwiegermutter wie ihre Schwester, Frau von Grumfow, und selbst Lisbeth. Ernas Mutter hatte ihm nach der ersten Überraschung gleich gesagt, sie erwarte von ihm, daß er nun das Fliegen aufgeben würde, und war sehr ungehalten, daß er sein Flugzeug nicht durch Herrn von Reichenbach wegschaffen ließ.

Erna und Vater Dietrich hatten sich auf seine Seite gestellt, aber die böse Meinungsverschiedenheit war doch nun einmal da. Deshalb hatte Walter mit Erna besprochen, daß er nur noch einen Tag in Dietrichswalde bleiben und dann mit ihr zu seinen Eltern fahren wollte. Der Vater wollte sie begleiten. . . Die Abreise verzögerte sich jedoch um einen Tag, weil Weichalene das Brautpaar für den nächsten Abend einlud. Dadurch genossen sie noch das Vergnügen, in der Königsberger Zeitung zu lesen, daß der „kühne Flieger“ infolge seines Unfalls nicht nur einen alten Freund seines Vaters wiedergefunden, sondern sich auch mit einer dem „fliegenden Zeitalter“ entsprechenden Schnelligkeit eine junge schöne Braut erobert hätte. Ernas und des Forstmeisters Kufftieg waren ausführlich mit viel Phantasie beschrieben.

Lisbeth, die sich gegen ihre Cousine und deren Verlobten auffällig kühl benommen hatte, bemerkte, als sie den Bericht ihrer Mutter vorlas: „Weißt du, Mutter? Der erste Bericht in der Zeitung hat alles verschuldet. . . Der ist der Erna zu Kopf gestiegen. . . Sie erblickte plötzlich in dem simplen Leutnant einen berühmten Helden. Und der zweite Bericht wird wohl von ihr selbst stammen.“

„Du solltest dich was schämen, Lisbeth. . . Der Daumlehner ist ein prächtiger Mensch, und wenn der Onkel Dietrich vernünftiger wäre, dann hätte er wohl sofort auf das Fliegen verzichtet. . . Was braucht er jetzt noch zu fliegen? Er nimmt seinen Abschied, lernt noch ein Jahr die Wirtschaft, dann kauft ihnen der Alte eine Kutsche, auf der er Erfahrung sammelt, bis sie mal Dietrichswalde bekommen. . . Ich wollte, dir käme auch so ein Freier durch die Luft geflogen. . . Ja, Kind, sag' mal, was hast du eigentlich mit dem Reichenbach vorgehabt?“

„Ach, Mutter, das ist ein ganz gräßlicher Mensch, fürchtbar von sich eingenommen, und einen Ton hat er an sich wie ein Schulmeister.“

„So, so? Ich dachte schon, du interessierst dich für ihn.“

„Nicht im geringsten, Mutter. . . Das ist schon ganz ausgeschlossen, weil er auch fliegt . . .“

Das Brautpaar war mit dem Vater abgereist, die Welt ging ihren schiefen Gang weiter. Der Forstmeister hielt ihn für sehr schief, denn es war wieder ein Reh gewildert worden. Nante hatte das Geschick gefunden. Niemand hatte den Schuß gehört, er war also wohl an dem Tage gefallen, als alle Grünröcke in Dietrichswald versammelt waren.

In Rakunischken war Käte Abromeit, die zukünftige Mamsell, eingerückt, um sich unter der Anleitung ihrer Tante für ihr Amt vorzubereiten. Der Geheimeister hatte schon am ersten Tage sein Urteil über sie in das Wort „luchtern“ zusammengefaßt. Es bezog sich in der Hauptsache auf die hellen, lustigen Augen der Jungfrau, die jeden Menschen freundlich anlachten,

Nach der Forstmeister hatte das Gefühl, als wenn er sie nicht lange behalten würde; denn schon am dritten Tage hatte sich zwischen ihr und Nante ein freundschaftliches Speisekammerverhältnis angesponnen, und wer konnte wissen, ob Nantes Geschenke davor standhalten würde.

Der Assessor hatte seine Berufstätigkeit mit Mooslehners Hilfe aufgenommen. Sie wanderten früh am Morgen in den Wald, wo schon der Holzmeister Grusdas mit dem Storchschnabel und einem Eimer weißer Farbe auf sie wartete. . . . Der Assessor hatte sich seine Aufgabe viel schwerer vorgestellt. Sie bestand darin, daß er zusah, wie Grusdas mit dem verschiebbaren Storchschnabel den Durchmesser des Baumes in Brusthöhe feststellte und das Maß von dem festen Verbindungsstab ablas. . . . Dann wurde mit einem anderen, ebenso einfachen Instrument die Höhe des Baumes abgeschätzt. Inzwischen hatte Mooslehner in dem Rechenbuche, einem kleinen Büchlein, den Kubikinhalt des Stammes festgestellt, den der Assessor in eine Tabelle eintrug. Dann kennzeichnete der Holzmeister den vermessenen Baum durch einen Fleck weißer Farbe, worauf sich der Vorgang beim nächsten Baum wiederholte.

Am nächsten Tage ging es noch fixer, weil Mooslehner die wenigen Zahlen, die bei dem gleichmäßigen Bestand in Betracht kamen, bereits auswendig wußte und die Höhe der Bäume nach dem Augenmaß abschätzte. . . . Der Holzmeister, ein alter, verständiger Mann, legte keinen Wert auf eine lange Frühstückspause. . . . So konnten sie dann meist schon eine Stunde vor Mittag ihr Pensum für erledigt betrachten.

Auf dem Rückwege kehrten sie regelmäßig beim Segemeister ein. Der alte Herr hatte seine kühle Haltung gegen den Assessor aufgegeben. . . . Er hatte ihn wohl zu Anfang falsch beurteilt. Sperling war trotz seines Reichthums ein netter, lieber Mensch, und die Förmlichkeit, mit der er sich zuerst benommen, war einer schlichten Natürlichkeit gewichen. . . . Daß Krummhaar den Assessor so bald in sein Herz schloß, hatte noch einen anderen Grund: er hatte an ihm einen aufmerksamen Zuhörer gefunden, der seine unglaublichen Jagdgegeschichten geduldig anhörte und ehrlich bewunderte. . . . Nur wenn Vera oder Mooslehner, die dabei lachen, ein verräterisches Lächeln nicht unterdrücken konnten, meinte Herr von Sperling: „Na, na, Herr Segemeister, schmeckt das nicht ein bißchen nach Jägerlatein?“

Eines Morgens kam Lisbeth an der Schalupp vorbei, die sich bereits sehr zu ihrem Vorteil verändert hatte. Zwei große Möbelschiffe standen vor der Tür. . . . Ein älterer würdiger Herr und ein Diener beaufsichtigten das Abladen. . . . Der Assessor stand am Gartengang, rauchte eine Zigarette und wartete auf Mooslehner. Sofort trat er auf den Weg und begrüßte sie. . . . Nach den üblichen Phrasen und Antworten meinte Lisbeth: „Ach, Herr Assessor, das wird Sie interessieren, auf unsrer Wiese steht ein einzelner Kranich. . . . Sie brauchen hier bloß den Weg entlang zu gehen, bis da, wo er nach Weiskallen abbiegt; wenn Sie dann links vorsichtig bis zum Waldrand vürschen, können Sie den Kranich bequem mit der Kugel langen.“

Der Assessor hatte zwar nicht das Verlangen, einen Kranich zu schießen, aber es würde komisch ausgesehen haben, wenn er kein Interesse dafür gezeigt hätte. Er ließ sich also seine Büchse und einige Patronen bringen und stiefelte, nachdem er sich bei Lisbeth bedankt und verabshiedet hatte, los. . . . Er brauchte sich ja nicht der Gefahr, vorbeizuschließen, auszusetzen. Wahrscheinlich war der Kranich, wenn er dort hinkam, über alle Berge. . . .

Nein er stand . . . hoch aufgerichtet. . . . Eilig spannte der Assessor seine Büchse, strich an einen Baum an und stach. Der Schuß krachte, aber der Kranich blieb unbeweglich stehen. . . . Sofort lud Sperling und schloß zum zweiten Mal. Diesmal geriet der Vogel in ein merkwürdiges Schwanken und fiel schließlich um.

Von einer bangen Ahnung erfaßt, lief der Assessor zu seiner Beute. . . . Der Vogel war schon einmal und vor langer Zeit erlegt, denn er war ausgestopft und von Motten zerfressen. . . . Einen Augenblick ärgerte sich der glückliche Schütze, bis er entdeckte, daß seine beiden Schüsse getroffen hatten. Nun konnte er auf jede Neckerei erwidern, daß er den Zustand des Vogels wohl erkannt und nur geschossen habe, um seine Fertigkeit zu erproben. Eigenhändig schleppte er den Kranich bis in die Nähe seines Hauses, wo er ihn ins Gebüsch warf.

(Fortsetzung folgt.)



Wer Strafen und Rügen so austellt, als empfinde er sie selber, darf seiner Gerechtigkeit versichert sein. Jean Paul.

## Des Kaisers Sonntag an der Front.

Unter diesem Titel veröffentlicht der Sonderberichterstatter der „Chicago Tribune“ im deutschen Hauptquartier eine eindrucksvolle und ergreifende Schilderung von einem Gottesdienst im Felde, dem der Kaiser beiwohnte. Zunächst entwirft er ein lebendiges Bild von dem Kaiser, in dessen Nähe er saß. „Dies ist das ernsteste Gesicht, das ich je gesehen habe, so dachte ich, wie der Kaiser in seinem Stuhl vor dem improvisierten Altar saß. Kein Schmerz lag in dem Ausdruck dieser Züge, eine so tiefe und erhabene Feierlichkeit, daß sie das Herz nicht einmal so zur Sympathie als zu einer Art heiliger Ehrfurcht drängte. Dieser Mann ist sich der schweren Rolle bewußt, die er in dem gegenwärtigen furchtbaren Drama spielt. Er sah nicht aus wie der Kriegsherr, sondern wie das seiner Verantwortung bewußte Haupt des Staates, und wenn man diese nachdenkenden Augen und bewegungslosen Lippen beobachtete, mußte man sagen: „Die Last des Reiches liegt auf ihm.“ Für Sekunden schien es ein Gesicht von Marmor, reglos bis auf ein Zittern des Augenlides, ein leises Zucken der Lippen. Die Augen berührten mich mit einem besonderen Zauber, und als sich der Kaiser ein wenig rechts wandte, da überwältigte mich erst der Eindruck von dem hohen Ernst dieses Gesichtes, und ich mußte an den Ausdruck denken, dem man auf manchen Portraits vor Lincoln findet, den nachdenkenden, in die Ferne gerichteten Blick, wie wenn das Gehirn hinter dem Augen beschäftigt wäre mit großen schweren Dingen, die noch nicht leben im Geist anderer Männer. Der Eindruck von etwas in den Zügen des Kaisers, das ergreifender und menschlicher war als Feierlichkeit und das noch mehr war als der Ernst, war mein Hauptgefühl.“ Der Kaiser schien dem Amerikaner älter, als man ihn sich in den Vereinigten Staaten vorstellt, wo man noch immer nicht zu dem Bewußtsein gekommen ist, daß er bereits 26 Jahre regiert und Grovater ist. Aber eine halbe Stunde nach dem Gottesdienst dünkte er ihm plötzlich jung, so böllig war er verändert. „Er sprach sehr lebhaft, und mir schien, wie wenn er von angenehmen Dingen plauderte. Er lachte viel und zeigte dabei seine weißen Zähne, lachte mit seinen Schultern, so wie ein starker Mann lacht, und einmal lachte er so herzlich, wenn auch nicht laut, daß seine Wangen für einen Augenblick ganz rosig gefärbt wurden. Die ganze Zeit bligten die Augen, die vorher so ernst gewesen waren, von Heiterkeit. Während der 15 oder 20 Minuten, die er da stand, ging eine unendliche Liebenswürdigkeit von ihm aus.“

Der Gottesdienst, dem der Herrscher beiwohnte, fand in einer eben erst fertig gewordenen französischen Artilleriekaserne statt, mitten in Feindesland und mitten unter dem Donner der Kanonen. Der Raum war ein weites unwirtliches Saal, in den die Truppen, 2000 Mann Landsturm mit Seitengewehren, hereinmarschierten. Sie stellten sich zu je 1000 Mann auf beiden Seiten auf. Ein Fußboden war noch nicht gelegt; nur in der Mitte führte ein schmaler Steg von Planken bis zu dem roh aufgerichteten Altar, der mit Scharlachluch verkleidet war, und an der Vorderseite ein großes Eisenkreuz zeigte. Zu beiden Seiten des Altars standen Bündel von Lanzen, von deren Spitzen preussische, kaiserliche, sächsische und württembergische Flaggen wehten. Im Winkel des Saales stand eine anspruchslose Dorforgel, an die sich

später ein Generaladjutant schickte. Vor der Orgel standen ein Trompeter und sieben Bläser von Kavallerie-Regimentern. Vor dem Altar war eine Tribüne errichtet, in deren Mitte ein mit blaugrauem Brokat überzogener Armeesessel stand; daneben standen andere Stühle für die Offiziere des kaiserlichen Gefolges, und auf jedem Stuhl lag ein kleines Feldgefangbuch. Der Prediger, Pastor Görens, ein Mann von mildem Aussehen, aber mit der Stimme eines Kriegers, im langen schwarzen Priesterrock, mit einem grauen Militärmantel darüber, ging vor dem Altar auf und ab, bis der Kaiser kam. „Plötzlich dringt in die lautlose Stille der Wartenden das Rattern der Automobile und der laute Schrei der Gupen. Dann wieder Schweigen, gefolgt von dem Auftreten vieler nicht schwer aber fest schreitender Füße. Die größte Stille herrschte in der Versammlung, und jeder stand mit der rechten Hand zum Gruß erhoben. Der Pastor legt den Militärmantel ab; wir hören den Schritt eines Mannes, der langsam herankommt. Er geht über die Bretterbohlen, in die Mitte der Tribüne, nimmt seinen Helm ab, tritt an seinen Sessel und steht davor, während der Pastor mit einem Säbel vom Altar vortritt und ihm die Hand schüttelt. Der Geistliche machte keine Verbeugung; es war ein herzlicher Gruß von Mann zu Mann. Der Kaiser trug Generalsuniform, Säbel und Sporen und einen Militärmantel, den er ablegte. Einer meiner ersten Gedanken war, daß ich niemals einen berühmten Mann gesehen habe, der seinen Portraits so ähnlich sieht. Nur die ersten, nach innen gerichteten Augen kann man nicht malen. Der Kaiser sang die Kirchenlieder mit lebendigem Anteil mit; oft sah er gar nicht nach den Worten im Buch. Während der Gebete stand er mit geschlossenen Augen und ein wenig vorgebeugtem Haupt. Dann war seine Haltung die der tiefsten Andacht, und wenn man die innere Anspannung aller Muskeln im Gesicht beobachtete, mußte man sagen: „Das ist ein sehr frommer Mann.“ Der Text der Predigt war aus einem der Paulinischen Briefe genommen; es war eine echte Kriegspredigt, kraftvoll und zu Herzen gehend, von einem Soldaten an Soldaten gerichtet. „Alles, was der Geistliche sagte, wurde dann zusammengefaßt in dem Lied, das die 2000 Landsturmmänner nach der Predigt sangen. Es war das alte „Niederländische Dankgebet“. Es wurde auf eine Melodie gesungen, in der die kurzen starken Worte wie das Rollen von 100 Trommeln klangen. Es braust dahin wie ein Sturm, besonders als der Kaiser persönlich in den Gesang eingriff. Der Generaladjutant an der kleinen Orgel gab den Sängern die Note an, die Bläser nahmen sie auf, und dann brauste der Klang in dem Marschrhythmus der Musik und dem Klirren der kurzen Worte durch den ganzen Raum. Der Kaiser gab mit seiner rechten Hand den Takt an und akzentuierte kraftvoll die einzelnen Worte. Der Gesang stieg empor zu einem glanzvollen Finale; dann kam der Segen und danach ein stilles Gebet. Dann schüttelte der Kaiser dem Pastor wieder die Hand, drehte sich um und blickte auf die Kriegerschar vor sich. Als er die Stufen von der Tribüne herunterschritt, grüßte er und sagte: „Guten Morgen, Kameraden.“ Und die 2000 antworteten mit einer Stimme, daß es mächtig zur Decke hallte: „Guten Morgen, Majestät!“ Diese Begrüßung wird mir unvergesslich sein. Sie kam aus einem Herzen und aus einer Seele. Sie war ein Ruf der Kameradschaft bis in den Tod.“



### Aus der Kriegszeit.

**Soldatenbank.** Nachstehender Brief erhielt eine Dame aus dem Felde, die ein unadressiertes Weihnachtspaket gespendet hatte, das dort zur Verteilung gelangte. Sehr geehrtes Fräulein! Sage Ihnen, unbekannterweise, meinen herzlichsten Dank für die uns gespendeten Weihnachtsgaben und teile Ihnen hierdurch mit, daß ich der Glückliche war, dem Ihre lieben Gaben auf den Weihnachtstisch gelegt wurden. Nach unserem Siegeszug durch Belgien liegen wir hier in Nordfrankreich schon wochenlang in Schützengraben, den Franzosen auf wenige hundert Meter gegenüber. Die Zeit vergeht unter dem Vorpostengeplänkel und zeitweisen Angriffen der Franzosen, welche stets wieder mit blutigen Köpfen für sie zurückgewiesen werden, recht schnell. — So waren wir auch am 24. im Schützengraben. Der Tag war

ruhig, ohne jeden Angriffsversuch. Ganz vereinzelt Schüsse fielen. Nur die Artillerie nahm keine Rücksicht auf den heiligen Tag und sandte uns ihre Weihnachtsgeschenke und ihren Segen in Gestalt von Schrapnells und Granaten, Gaben, die wir gern dankend abgelehnt hätten! Gegen Abend schwieg das Feuer, und es war ein ergreifendes Moment, wie aus den Schützengraben plötzlich, fast wie auf Verabredung, aus allen Stellungen heraus unsere deutschen Weihnachtslieder den Feinden direkt ins Gesicht gesungen wurden. Sogar unsere Vorposten, die stellenweise nur 60 Meter vor dem Feinde stehen, ließen ihre persönliche Sicherheit außer acht und stimmten mit ein in unseren Gesang. Merkwürdig war das Verhalten der Franzosen. So lange das Lied erklang, fiel kein Schuß; erst bei Beendigung des Gesanges wurde das Feuer von ihnen lebhaft aufgenommen. Wir ließen uns durch die zur Nachtzeit ja doch unschädlichen Kugeln nicht stören und stimmten ein neues Lied an; sofort schwieg das Feuer und der Gegner tauschte den deutschen Weihnachtslängen. So war das feindliche Feuer eigentlich fast nur als eine Aufforderung zu neuem Sang aufzufassen. Während der Nacht war wundervoll klares Wetter mit einem Sternenhimmel, der wohl jeden auf die Größe und Bedeutung der heiligen Nacht hinwies. Und am 25., dem ersten Feiertag, legte die Natur einen so dichten Nebel auf die Erde, daß jede strategische Operation unmöglich war. So schuf eine höhere Macht einen wahren Gottesfrieden auf der ganzen Linie. Am 4 Uhr nachmittags wurden wir abgelöst und zogen in unsere Quartiere. In jedem Quartier war der Weihnachtsbaum angezündet, und die Gaben, die reichlich aus der Heimat eingetroffen, waren ausgebreitet und für jeden durch einen Zettel mit dem Namen kenntlich gemacht. So feierten wir in Feindesland ein rechtes, deutsches Weihnachtsfest, so daß manchen von uns in der Erinnerung an die Heimat eine Träne über das Gesicht lief; Tränen von Leuten, welche schon oft in Schlachten waren, doch deren sich keiner geschämt hat! Die Gaben waren so reichlich und so liebevoll ausgesucht und für den Feldgebrauch zusammengestellt, daß jeder stolz darauf war, einem Volke anzugehören und für ein Land zu kämpfen, dessen Frauen so für seine Söhne im Felde sorgen; stolz darauf, Deutscher zu sein und für sie kämpfen zu dürfen! So danke ich Ihnen nochmals herzlich für die schönen Stunden, die Sie uns durch ihre Opferwilligkeit ermöglicht haben. Mit vielen Grüßen aus dem Felde und auf kriegreiche Heimkehr Hochachtungsvoll W. M.

**Neujahr in Belgien.** Ehemals war das Neujahrsfest für die Belgier ein wirkliches Freudenfest. Da wurde am Silvester der „Reveillon“ von jedermann begonnen; selbst der Ärmste gönnte sich ein kleines Vergnügen, ob sein „Pain d'Épice“, versammelte seine Familie um sich und gab sich allerlei kulinarischen Genüssen hin. Der Vespergastgeber aber feierte den Vorabend des Neujahrstages im RodereRestaurant, in dem man kaum einen Platz erschaffen konnte; dermaßen begehrt waren die Tische, an denen sich lustige Leute zusammenfanden — Punkt 12 Uhr wurde dann einen Augenblick das Licht ausgelöscht, und jeder Herr hatte das Recht, der ihm zunächst sitzenden Dame einen Kuß auf die Lippen zu drücken. Manchmal gab er auch mehrere, aber übel hat es ihm in diesem Augenblick niemand genommen. Es war eben ein „Kußchen in Ehren!“ Und als es dann wieder hell wurde, da lohten auch die Flammen der Begeisterung auf, und bis in den frohen, jungen Morgen hinein freute man sich seines Daseins. Wie ganz anders war es diese Nacht. Die Belgier blieben zu Hause. Die Restaurants, die ehemals Tausenden von lustigen und frohen Menschen Gastfreundschaft gewährten, waren vereinsamt. Nur wenige hatten sich eingefunden; aber auch sie verließen schon in früher Stunde das Lokal und begaben sich nach Hause. Ganz anders feierten unsere Soldaten das Neujahrsfest; sie vereinigten sich in ihren Quartieren, gossen Blei, erzählten sich von ihrer Heimat, ruhig die zwölfte Stunde erwartend. Als sie aber durch die zwölf dumpfen Schläge der nächsten Kirche angekündigt war, da hielten sie es nicht mehr im Zimmer aus, sie strömten hinaus ins Freie, sammelten sich und sangen aus froher Brust das „Deutschland, Deutschland über alles.“ Hier und da ertönte auch „Nun danket alle Gott“, und mancher Offizier hielt eine Ansprache, in der er den Mannschaften vom Ernst der Zeit, von der Kriegslage und von dem sprach, was wir noch erkämpfen müssen, wenn wir uns einen dauernden

Frieden sichern wollen. Feierlich war's in Brüssel in der Rue de la Loi, da, wo das deutsche Gouvernement sich einlogiert hat und wo ehemals die belgischen Ministerien und das Parlament waren. Hier hatte man vor dem Palais des Nations, dem Sitz der Kammer und des Senats, einen mächtigen Tannenbaum aufgestellt, der um 12 Uhr angezündet wurde. Die Mannschaften gruppieren sich um ihn, und oben am Fenster erschienen die Offiziere und Beamten des Gouvernements, wie eine feierliche Bekundung klang das „Deutschland, Deutschland über alles“, denn es schien in diesem Augenblick der Gesang die Einheit unseres Volkes zu symbolisieren. In der Stadt aber war's still, denn dem Belgier, der die deutsche Tat nicht anerkennen will, stieg das neue Jahr, von dem er so viel erwartet, erst eine Stunde später auf. Es wurde ihm dumpf und schwül durch Glockengeläute angekündigt, und als der frohe Tag erschien, lag ein bleierner grauer Himmel über der Erde. Zum Nachdenken lust das rechte Wetter. Und nachdenken muß der Belgier, ehe er die Wahrheit dieses großen Völkeringens erfasst haben wird, das ihn nicht ohne sein Verschulden in dem Kampf der breiten Volksgruppen Europas gezogen hat.

**B.**  
**Dunkle Weihnachten in London.** Die Engländer haben Weihnachten immer besonders gern als Lichtfest gefeiert, und hell mußte es an diesem Tage in London sein, recht hell, wenn die wahre Christfreude herrschen sollte. Diesmal aber war's nichts mit Lichterglanz und Helligkeit im nebelreichen, früh und dunkelsten Londoner Winter. Mit beweglichen Worten klagten die Engländer in den Zeitungen, daß die strengen Verordnungen, die aus Angst vor den deutschen Zeppelinen jede Entfaltung von Licht verboten, die ganze Weihnachtsfeier zu nichts machten. Die Behörden hatten geradeaus erklärt, daß an eine Aufhebung oder auch nur eine Milderung des Beleuchtungsverbot's nicht zu denken sei; das einzige, was man zugehen könne, wäre, daß die unbedingt notwendigen Verschärfungen erst nach dem 1. Januar eintreten. Man wandte sich an die Vaterlandsliebe der Engländer, die eben diesmal auf ihre altgewohnten Weihnachtsbräuche verzichten müßten, und betonte, daß die Verordnungen über die Beleuchtung keine willkürliche Maßregel der Polizei seien, sondern eine sorgfältig überdachte Durchführung eines bestimmten Planes, der vom Kriegsministerium und dem Ministerium des Innern gemeinsam ausgearbeitet sei. Nur im Interesse des Publikums halte man an dieser Verdunkelung Londons fest, und jedes Nachgeben und Berücksichtigen der so dringlich vorgebrachten Weihnachtswünsche würde eine schwere Gefahr für das Land bedeuten. Das Lichtverbot in London hat in den letzten vier Monaten verschiedene interessante Wandlungen erfahren. Im September trat es zunächst recht milde auf, indem man dem Publikum nur „nahelagte“, die Beleuchtung aus Gründen der allgemeinen Sicherheit so viel wie möglich einzuschränken. Die umfangreichen Beobachtungen über die Wirkungen dieses „Nahelagtes“ ergaben aber nur einen ungenügenden Schutz gegen die deutschen Zeppelins, und so erfolgte denn eine mit schweren Strafen drohende Verordnung im Oktober, die allen Hausbesitzern und Ladeninhabern bei Einbruch der Dunkelheit befahl, alle Beleuchtung der Außenseite der Häuser und solche innere Beleuchtung, die nach außen hin sichtbar sei, auf ein Minimum herabzusetzen. Im November gab es dann eine Erleichterung, indem die Beleuchtung der Hausfassaden bis um 6 Uhr in einem beschränkten Umfang gestattet wurde. Im Dezember aber ist man wieder zu dem Gesetz zurückgekehrt, welches die größte Beschränkung alles künstlichen Lichtes „bei Eintritt der Dunkelheit“ zur Pflicht macht, und die Dunkelheit tritt in London ja manchmal schon am frühen Morgen ein. Außerdem müssen alle Gefährte rote Laternen haben, damit sie in den dunkeln Straßen sichtbar sind und der bedrückend großen Zahl von Unglücksfällen gesteuert wird. Alle Hotels und großen Restaurants in London lagen also während der Weihnachtszeit so ziemlich im Dunkeln, wie es während der Weihnachtsfeinkäufe die Geschäfte taten. Wälle und größere Festlichkeiten wurden nicht gestattet, und so hat vielleicht Weihnachten fertiger gebracht, was bisher auch die Granaten der deutschen Kriegsschiffe nicht so recht vermochten; den Engländern endlich klar zu machen, daß sie im Kriege sind.

**Nachtangriff.** Die padende Schilderung eines Nachtangriffes, wie ihn unsere tapferen Truppen in letzter Zeit so oft ausgeführt haben, gibt Detloff von Berg in „Über Land und Meer“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Durch grundlose Wege, über ein aufgeweichtes Ruderrübenfeld

schiebt sich das Bataillon im mühseligsten Marsch möglichst geräuschlos vorwärts. Bis auf 50 Schritt dringt man gegen das feindliche Drahthindernis vor; glücklicherweise hat sie keine geuerische Patrouille aufgespürt. Wie ein leiser elektrischer Schlag geht es durch die Reihen; der Sturm beginnt. „Und nun marsch, marsch! Die feindlichen Sperrpatrouillen an den Durchgängen im Gesichte schreien entsetzt auf und feuern wie rasend ihre Alarmschüsse in die jetzt sichtbar werdende dunkle Menschenmasse. Die Handbomben fliegen und plätschern mit schauerlichem Krachen, alles zerreichend, wo sie einschlagen, wir hinterher. Der frenetische Willkomm vom Schützengraben, den wir nehmen sollen und wollen, knallt und faust uns um die Ohren; es fallen sechs, sieben Mann, weiter kann man nichts erkennen, hat ja auch nach vorn zu schauen, wo das Feuerwerk des rapiden Feuers von Gewehren und Maschinengewehren in einer ununterbrochenen Linie aufblitzt. Nur kein Halten, die Menschenmasse stürzt vor, fällt, rafft sich auf, reißt mit blutenden Händen den Draht von den Füßen und Beinen und arbeitet sich mit beispielloser Energie durch die heimtückischen Maschen des stählernen Spinnwebes hindurch. Das sind Werke des Augenblicks — wir haben die schmalste, unbegreiflicherweise nur fünf Meter breite Stelle des Rekes vor uns geholt. An weiteren Stellen ist solch Angriff mit noch viel schwereren Verlusten verknüpft als diesmal hier. Zähneknirschend, mit verbissener Wut, die Hände eisensfest um Bajonett geklammert, donnert unsere todesmutige Menschenwooge gegen das feindliche Schanzwerk an. Minen fliegen auf, ganze Dutzende der Stürmenden prallen blutend und zerrissen auseinander, aber nichts hält die Todgeweihten auf. Wieder tut die Handbombe ihren Dienst und zermalmt die feindliche Brustwehr, Menschen, eine sogar ein ganzes Maschinengewehr. Kolbenschläge — Bajonette! Und das alles im Stoddark. Wie wahnsinnig stechen die überraschten Feinde um sich, von der erkletterten Brustwehr springen die heulenden Feldgrauen in den Graben, und fürchterlich arbeitet die haarsscharfe Stohwaffe. Aus den Erdlöchern stürzen die Feinde hervor, das Aufsitzen ihrer Schüsse ist die Beleuchtung unseres grausigen Werkes. Aufplazende Minen verschütten Freund und Feind. Konnte es anders sein, als daß der Graben unfer wurde? Die mörderische Arbeit ist verrichtet. Nun vielleicht Ruhe? Kein Gedanke — die jetzt allmählich sternklar werdende Nacht sieht uns, wie wir unsererits nach dem Feinde zu schauzen und Draht bauen. Mit Gewehr im Arm werden wir zum Feind hinüber und zu den Sternen hinaufblicken die Nacht hindurch.

**Kriegswirkungen in Tientsin.** Den Briefen eines englischen Kaufmanns in Tientsin, die in Londoner Wätern veröffentlicht werden, läßt sich entnehmen, wie traurige Wirkungen der Krieg auf die Handelsbeziehungen und das nachbarliche Verhältnis der hier nebeneinander lebenden Angehörigen verschiedener Völker gehabt hat. „Der Krieg brach so plötzlich aus, daß wir alle völlig überrascht wurden. Alle jungen Deutschen verließen sogleich den Ort, um unter die Waffen zu treten, und die deutsche Bank sowie die deutschen Firmen waren ohne Beamten, die die Geschäfte hätten weiter führen können. Engländer und Deutsche — es gibt hier 600 Engländer und 400 Deutsche — haben immer gut miteinander gelebt, und wir alle bedauern den Ausbruch des Krieges aufs tiefste. Aller Handel geriet in Verwirrung. Wir haben viele Schiffe auf See, eins ankerte in Tsingtau, und wir wissen nicht, was aus ihnen geworden ist. Die Nähe von Tsingtau brachte uns die Schrecken der Lage sehr nahe. Alle die jungen Deutschen kämpfen nun dort den Verzweiflungskampf, und das ist uns ein sehr schmerzliches Gefühl. Viele von ihnen sind uns nicht nur Nachbarn, sondern Freunde, im Geschäft und außerhalb, und wir wissen, daß viele von ihnen niemals wiederkommen werden. Eine ganze Anzahl von ihnen hat junge Frauen und kleine Kinder zurückgelassen, und wenige Meter von unserem Hause entfernt liegt ein großes Gebäude, das sonst als Parade benutzt wurde und jetzt mit Flüchtlingen angefüllt ist, mit Frauen, die der bittersten Not ausgesetzt sind. Wir können garnicht an Tsingtau denken, dessen Garnison jetzt hauptsächlich aus Zivilisten besteht und das nun einfach vor einer überwältigend großen Macht zerschmettert wird. Wie fühlen hier keinen Haß gegen die Deutschen, und vielleicht wird der Krieg am Ende für sie eine gute Sache sein. Sie sind ein großes Volk, was man auch gerade jetzt gegen sie sagen mag, und werden nicht untergehen, wie viele Leute voraussagen, selbst wenn sie unterliegen. Wir haben sehr viele deutsche Flüchtlinge hier aus Tsingtau und Charbin und anderen Orten.“